

TERRY
GODKIND

TEUFELS
NEST

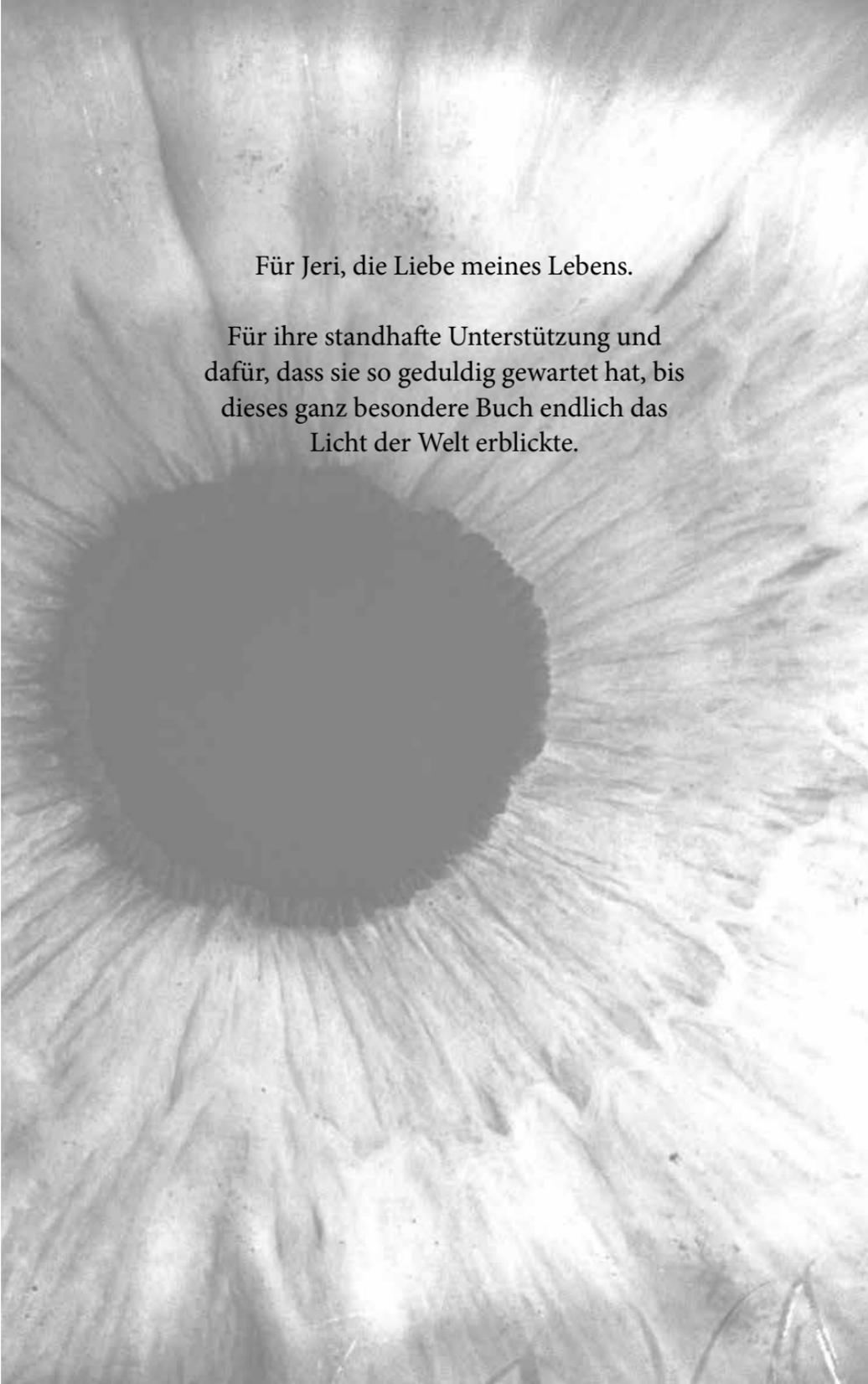
Aus dem Amerikanischen von Patrick Baumann

FESTA

Die amerikanische Originalausgabe *The Nest*
erschien 2016 im Verlag Skyhorse Publishing.
Copyright © 2016 by Terry Goodkind

1. Auflage Februar 2022
Copyright © dieser Ausgabe 2022 by Festa Verlag GmbH, Leipzig
Lektorat: Tammo Hobein
Titelbild unter Verwendung eines Motivs
von Adobe Stock/tinofotografie
Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-86552-970-1
eBook 978-3-86552-971-8



Für Jeri, die Liebe meines Lebens.

Für ihre standhafte Unterstützung und
dafür, dass sie so geduldig gewartet hat, bis
dieses ganz besondere Buch endlich das
Licht der Welt erblickte.

1

Vor drei Wochen hatte John Allen Bishop den Teufel in seinem Keller angekettet. Was genau diesen nach Chicago geführt hatte, wusste John nicht, und der Teufel verriet es ihm nicht. Aber dafür wusste er, dass die Situation im Laufe der letzten Tage immer besorgniserregender geworden war.

Zuerst hatte der Gefangene die schlimmsten Drohungen, die man sich vorstellen konnte, zu ihm hinaufgerufen – Dinge, die John vom Leibhaftigen erwartet hätte. Aber in den letzten paar Tagen hatte sich etwas verändert. In diesen langen, leisen Momenten, wenn die Sonne unterging und die Welt still wurde, hatte John sich näher zur Kellertür geschoben, sich vorsichtig herangebeugt und den Hals gereckt, um sein Ohr an den schmalen Türspalt zu legen, hinter dem die Dunkelheit lag.

Da hatte er das Flüstern zum ersten Mal gehört.

Weil die Bodendielen knarrten, wusste der Teufel immer, wann er in der Küche war und sich in der Nähe der Treppe befand. Wenn John sein Ohr an den Türspalt legte, begrüßte ihn der Teufel und nannte ihn beim Namen. Manchmal lachte er leise vor sich hin. Seine geflüsterten Versprechen sorgten dafür, dass John einen trockenen Mund bekam.

Aber jetzt war die bedrohliche Präsenz im Keller unerklärlicherweise verstummt. Das Schweigen bereitete ihm mehr Sorgen, als es das Flüstern getan hatte.

Er ging zwischen Kühlschrank und Spüle hin und her und überlegte, was er tun sollte. Der Gedanke, wieder dort hinunterzusteigen, behagte ihm ganz und gar nicht. Die Kette war stark genug, da war er ganz sicher, und er wusste auch, wie lang sie war. Auf den Zentimeter genau. Trotzdem wollte er erst hinuntergehen, wenn es sich nicht mehr vermeiden ließ.

Während er auf und ab ging, summte die Neonröhre über dem Spülbecken voller schief aufeinandergestapelter, schmutziger Teller. Ein Bündel verkrusteter Gabeln, die auf eine Wäsche warteten, ragte aus einem rissigen grünen Plastikbecher hervor. Normalerweise legte John großen Wert auf Sauberkeit, aber nach den schlimmen Ereignissen der letzten Zeit hatte er nicht das Gefühl, sich wegen des liegen gelassenen Geschirrs schämen zu müssen.

Die Teller würden warten müssen; der Teufel war wichtiger.

Er wandte sich von dem Durcheinander in der Spüle ab, ging wieder auf den Kühlschrank zu und legte denselben Weg zurück, den er seit einer Stunde ging. Das Gefühl der Reue wuchs und mit ihm das vertraute Gewicht der Unentschlossenheit. Er wusste nicht, wie er überhaupt jemals auf diese verrückte Idee gekommen war.

Er hatte die Sache nicht sorgfältig genug durchdacht. Das wurde ihm jetzt klar. Er hätte gründlicher nachdenken sollen. Die Leute sagten immer zu ihm, dass er das tun sollte.

Aber was hätte er sonst tun können? Es war so unerwartet gekommen. Er war zum Handeln gezwungen gewesen. Der Teufel wusste Dinge – zu viele.

Zuerst kam es ihm einfach vor. Wenn er den Dämon in Ketten legte, würde die Welt in Sicherheit sein.

Kate würde sicher sein.

Aber dann hatte sich herausgestellt, dass es doch nicht so einfach war.

John sagte sich, dass er nach unten gehen und dem Teufel den Schädel einschlagen sollte. Er wusste, dass er das tun sollte. Im Keller befanden sich Werkzeuge – natürlich jenseits der Reichweite, die die Kette bot. Dort war ein Vorschlaghammer, der für diesen grässlichen Zweck gut geeignet war.

Aber dazu fehlte ihm der Mut. Er hätte es schon am Anfang tun sollen, als der Teufel bewusstlos gewesen war, aber auch dann hatte er sich nicht getraut. Noch während er sich innerlich darauf vorbereitete, zu tun, was nötig war, begriff er, dass er seine Chance bereits verpasst hatte.

Er fragte sich, ob er Detective Janek anrufen sollte. Von Zeit zu Zeit kam sie zu ihm, um ihm die Bilder zu zeigen. Sie war nett. Er half ihr gern.

Er warf einen Blick zum Telefon, das im Flur an der Wand hing. Die Visitenkarte von Detective Janek stand an die Wand gelehnt auf dem Telefon. Sie hatte sie eines Tages dort gelassen und ihm mitgeteilt, dass er sie jederzeit anrufen könne, Tag und Nacht.

Er fragte sich, ob er dies möglicherweise jetzt tun sollte.

Aber John benutzte das Telefon nicht gern. Er rief nicht gern Leute an. Am Telefon war er oft verwirrt.

Er befürchtete, dass es anders sein würde als bei ihren Besuchen. Er befürchtete, dass sie ihm nicht glauben würde.

Vielleicht würde er sogar in Schwierigkeiten kommen.

Angst und Zweifel stiegen in ihm auf. Was, wenn er seinen Job verlor?

Seine Schwester hatte ihm geholfen, seine Arbeitsstelle zu bekommen. Sie hatte ihm versichert, dass er es schaffen konnte, ihn aufgefordert, sein Bestes zu geben. Es war überhaupt der erste Job, den er bekommen hatte. Er mochte es, die bunten Plastikteile zusammenzufügen, aber am meisten gefiel ihm die Unabhängigkeit, die er dadurch gewann. Durch diese Stelle konnte er die Rechnungen bezahlen und auf eigenen Beinen stehen.

Kate half ihm, wenn er verwirrt war, aber um die meisten Angelegenheiten konnte er sich selbst kümmern. Sie sagte, sie sei stolz auf ihn, weil er so gut zurechtkam.

Er mochte es, unabhängig zu sein. Er wollte seine Arbeitsstelle nicht verlieren. Und er wollte Kate nicht enttäuschen.

John erzählte seiner Schwester nie von Detective Janek. Er wollte ihr keine Angst machen. Das war seine einzige Möglichkeit, sie zu schützen.

Natürlich wusste er, dass es falsch war, Leute im Keller anzuketten, aber hier handelte es sich nicht um eine gewöhnliche Person. Hier ging es um den Teufel.

Trotzdem fürchtete er, dass nicht einmal Detective Janek ihm glauben würde.

Plötzlich fragte er sich, ob man ihn vielleicht sogar ins Gefängnis stecken würde.

John wischte sich die verschwitzten Hände an den Hosenbeinen ab. Er schluckte vor panischer Angst vor dem, was ihm widerfahren würde, falls man ihn einsperrte. Allein die Vorstellung, ins Gefängnis zu kommen und all den Männern dort in die Augen sehen zu müssen, führte dazu, dass er weiche Knie bekam.

Seine Aufmerksamkeit richtete sich auf seinen Schatten, der auf den Kühlschrank fiel. Er rückte seinen Hemdkragen

zurecht und sagte sich, dass er alles unter Kontrolle hatte. Er musste nur dafür sorgen, dass es so blieb, das war alles.

Es wurde spät und er wusste, dass er nach unten gehen musste. Er mochte es nicht, Nahrungsmittel in den Keller zu bringen, aber John hatte einfach nicht das Zeug dazu, jemanden zu töten, sei es durch einen schnellen Schlag oder durch langsames Verhungernlassen. Er ertrug es nicht, wenn Menschen litten, nicht einmal wenn es sich bei diesem Leid nur um Hunger handelte.

Wie aus weiter Ferne kam ihm zwischen durcheinanderwirbelnden Gedankenketten, die seinen Verstand hierhin und dorthin trieben, die Erkenntnis, dass etwas mit dem Kühlschrank nicht stimmte. Etwas war anders.

Im dämmrigen Licht betrachtete er die Zeitungsberichte, die er vorsichtig ausgeschnitten und an die Tür geklebt hatte. Sie waren alle noch da. John hasste den kalten Anblick des weißen Kühlschranks, weshalb er regelmäßig Gegenstände, die ihn interessierten, an der kahlen Tür befestigte, nachdem er die spitzen Ecken sorgfältig umgeknickt hatte. Er mochte keine Spitzen.

Er tauschte die Zeitungsausschnitte oft aus, immer wenn ihm etwas Neues ins Auge fiel. Es musste nichts besonders Bedeutungsvolles sein. Bilder von Tieren, Schlagzeilen über Feiertage, manchmal auch nur ein einzelnes Wort, das ihm gefiel – alles, was die Nacktheit des Kühlschranks verhüllen konnte.

Dort fanden sich auch Fotos, deren Ecken ebenfalls sorgfältig umgeknickt waren. Sie waren mit Wortmagneten an der Kühlschranktür befestigt. Er erwiderte das Lächeln seiner Schwester, die ihn von einem sonnigen Strand aus anstrahlte, hinter dem Lenkrad ihres ersten Autos, auf der Couch in seinem Wohnzimmer.

Er überflog die Schlagzeilen der Zeitungen über Paraden, Feiertage und sonnige Wetteraussichten auf der Suche nach etwas Neuem, etwas, das sich geändert hatte. Irgendein Wort. Ein Zeichen.

Dann entdeckte er, was nicht stimmte.

An der Tür hafteten Dutzende kleiner Magnete. Sie waren ein Geburtstagsgeschenk von seiner Schwester gewesen. Jeder Magnet bestand aus einem weißen Wort auf schwarzem Hintergrund. Er arrangierte die Wörter gern so, dass sie sich reimten oder etwas Fröhliches ausdrückten. Die Sprüche an der weißen Metalltür wirkten immer einladend und begrüßten ihn freundlich, wenn er nach Hause kam und sich etwas zu essen holen wollte – oder wenn er, wie jetzt, dem Teufel etwas zu essen holte.

Die letzte Botschaft, die er mit den Magneten zusammengefügt hatte, war noch da: IN EINER BURG BIST DU SICHER.

Er hatte diesen Satz vor einer Weile zusammengesetzt, nachdem er das Sprichwort gehört hatte: »Mein Haus ist meine Burg«. Abgesehen von seinen Wegen zum Arbeitsplatz und zum Supermarkt ging John nicht gern nach draußen. Er blieb gern drinnen. In Sicherheit. Zu Hause war man sicher. Sein Haus war seine Burg.

Das Anketten des Teufels war das Waghalsigste, das John in seinem ganzen Leben getan hatte.

Aber jetzt waren die kleinen Magnete, aus denen er so sorgfältig den Satz IN EINER BURG BIST DU SICHER geformt hatte, nicht mehr allein dort aufgereiht.

Alle unbenutzten Wörter, die er nach rechts geschoben hatte, waren nun zu einem Kreis angeordnet, in dessen Mitte ein leerer, runder weißer Fleck frei blieb, nahe dem

Türgriff. IN EINER BURG BIST DU SICHER stand in der Mitte dieses Kreises.

Neue Worte waren darunter in einer sauberen Linie zusammengefügt wie eine Antwort.

Sie lauteten: JETZT NICHT MEHR.

2

John beugte sich näher heran und starrte auf die neu hinzugekommene Botschaft.

JETZT NICHT MEHR.

Er selbst hatte diesen Text nicht angefertigt.

Er sah zur Kellertür. Es war eine dicke Holztür mit sechs Blättern. Hier und dort kam ein verblichenes Blau hinter dem abblätternden, cremefarbenen Anstrich zum Vorschein. John erinnerte sich an die glücklichen Zeiten, als diese Tür noch ganz blau gewesen war und er auf dem Küchenboden gespielt hatte.

Sie war an der Oberseite ein kleines Stück weit geöffnet, weil sie sich verformt hatte und nicht mehr ganz schließen ließ.

Es gab ein Schloss, aber er besaß keinen Schlüssel dafür. Das Schlüsselloch war eines dieser altmodischen, die er in Cartoons und Filmen gesehen hatte. Als er noch klein gewesen war, hatte John immer hindurchgespäht und sich vorgestellt, er sei ein Spion, der nach Gefahren Ausschau hielt. Aber jetzt wusste er, welche Gefahr auf der anderen Seite lauerte.

Durch den Spalt der teilweise offenen Tür sah er tintenschwarze Dunkelheit. Der Teufel, der dort unten in der Finsternis saß, blieb stumm. Nicht einmal ein Flüstern drang aus dem Keller hervor. John fragte sich, ob das ein gutes Zeichen war. Er blieb reglos wie ein Stein stehen, beugte sich vor und lauschte.

Wieder dachte er daran, die Polizei anzurufen. Er warf noch einen Blick auf die Karte, die Detective Janek auf sein Wandtelefon gestellt hatte. Vorher hatte sie die Ecken sorgfältig umgeknickt, damit die Spitzen John keine Angst machten.

Sie war immer nett zu ihm gewesen, hatte ihm immer geglaubt, aber er fragte sich, ob sie das auch diesmal tun würde. Wenn Detective Janek in den Keller ging und ihn sah, ihm in die Augen blickte, würde sie es dann nicht begreifen?

John hatte dem Teufel in die Augen gesehen. Er begriff es.

Während er bewegungslos dastand und durch den dunklen Spalt nach unten schaute, wurde ihm klar, dass sein Zuhause, seine Burg, nicht so sicher war, wie er geglaubt hatte.

Das bedeuteten die Worte am Kühlschrankschrank. Dieser Ort war nicht mehr sicher. Der Teufel hatte ihn betreten.

Verstohlen sah John noch einmal zu dem wasserblauen Telefon, das seitlich der nach oben führenden Treppe an der Wand mit der Blumentapete hing, gleich um die Ecke. Vielleicht sollte er Detective Janek anrufen. Es würde die Polizei doch sicher interessieren, dass der Teufel in Chicago war.

Oder vielleicht sollte er seine Schwester anrufen.

Der Teufel kannte ihren Namen. Das sollte sie wissen – dass der Leibhaftige ihren Namen kannte.

Er sollte mit Kate telefonieren und es ihr sagen. Damit sie in Sicherheit war.

Wenn er mit ihr sprach, würde sie ihm vielleicht sagen können, was zu tun war. Die Polizei würde ihm möglicherweise nicht zuhören, ihm nicht glauben, aber Kate würde seinen Worten diesmal Glauben schenken. Das musste sie einfach.

Ganz plötzlich stand ihm die Lösung klar vor Augen. Er würde seine Schwester anrufen und ihr alles erzählen, alles, was passiert war, dass der Teufel ihren Namen kannte, so wie er auch Johns Namen gewusst hatte. Sie wüsste bestimmt, was zu tun war.

Er trat in Aktion und nahm hastig alle Fotos, die seine Schwester zeigten, von der Kühlschrantür. Die Magnete, die sie an Ort und Stelle gehalten hatten, fielen klappernd zu Boden. Anstatt innezuhalten, um sie aufzuheben, begann er, die Fotos in die Vordertasche seiner Arbeitshose zu stopfen. Die Vorstellung, dass der Teufel die Bilder von Kate zu Gesicht bekommen könnte, bereitete ihm Sorgen. Er hielt es für keine gute Idee, ihn seine Schwester sehen zu lassen.

John wollte nicht, dass das Böse sie sah.

Sobald er alle Fotos sicher in seiner Tasche verstaut hatte, lief er eilig in den Flur, um sie anzurufen.

Gerade als er die Hand nach dem Telefon ausstreckte, klingelte dieses.

Sein Herz klopfte wie wild. Er schnappte sich den Hörer, drückte ihn an sein Ohr und wartete. Dabei fürchtete er sich davor, dass es vielleicht der Teufel war, der ihn aus dem Keller anrief.

»Hi, Johnny. Ich bin's.«

Eine Welle schwindelerregender Erleichterung durchlief seinen Körper, als er die vertraute, fröhliche Stimme

seiner Schwester hörte. Er packte das verknotete Telefonkabel mit der anderen Hand und ließ sich an der Wand hinabsinken.

»Hi, Kate«, sagte er mit einem erwartungsvollen Keuchen.

Dann warf er einen Blick zu dem dunklen Spalt unter der Kellertür.

»Ich komme einen Tag früher von meinem Ausflug zurück und der Fahrer setzt mich gleich zu Hause ab.«

»Mhm.«

»Was ist los? Du hörst dich an, als wärst du außer Atem. Bist du gerade die Treppe raufgerannt?«

John musste ihr vom Teufel erzählen. Kate würde wissen, was zu tun war. Sie war klug. Seine Schwester wusste immer, was nötig war. Sie half ihm immer. Er vermisste sie. Genau in diesem Moment vermisste er sie mehr als alles andere auf der Welt. Er schirmte das Telefon mit beiden Händen ab, damit der Teufel nicht mithören konnte.

»Äh ... nein.«

»Hey, hör mal«, sagte sie ohne Ungeduld. Sie war die Einzige, die nie ungeduldig wurde und ihn unter Druck setzte. »Ich habe einen Anruf von einem Anwalt gekriegt.«

John blinzelte. »Einem Anwalt?«

»Ja. Erinnerst du dich an Moms Halbbruder, der im Westen lebt – Everett, weißt du noch?«

John war nicht sicher. Während er zur Kellertür starrte, schossen ihm so viele Dinge durch den Kopf und das Nachdenken fiel ihm schwer.

»Ähm ...«

Sie hauchte ein unbekümmertes, leises Lachen hervor. »Ich eigentlich auch nicht. Wir sind dort einmal hingefahren – zu diesem Wohnwagen in dieser kleinen Stadt in

der Wüste. Er war nicht gerade sehr freundlich. Damals warst du noch klein. Ich habe auch nicht erwartet, dass du es noch weißt. Ich erinnere mich selbst kaum noch an ihn. Jedenfalls, er ist leider gestorben.«

John wandte den Blick von dem dunklen Spalt ab.
»Gestorben?«

»Ja. Der Anwalt sagte, es ist vor etwa drei Wochen passiert ...«

»Drei Wochen?«

»Ja, drei, na ja, fast vier Wochen.«

John wischte sich eine Träne von der Wange. Er hörte sie einen Augenblick atmen, bevor sie weitersprach.

»Ich weiß, wie sehr es dir zu schaffen macht, wenn jemand stirbt, John, aber er war schon sehr alt. Sei nicht zu traurig darüber. Er ist nie von dort weggezogen, und ich wette, der Grund dafür ist, dass er diesen Ort so geliebt hat, wie du dein Haus liebst. Ich wette, er hatte dort ein gutes Leben, ein gutes, langes Leben.«

»Woran ist er gestorben?«

Nach einem langen Moment des Schweigens erwiderte sie: »Er war alt, John.«

Sie wollte es ihm nicht sagen. Er wusste, dass Kate ihm manchmal die Wahrheit verschwieg und ihm stattdessen etwas Einfacheres mitteilte.

»Jedenfalls, der Anwalt hat gesagt, dass wir seine einzigen Angehörigen sind, und Everett hat uns sein Grundstück vererbt. Er glaubt nicht, dass es besonders viel wert ist, aber es gehört jetzt dir und mir. Ich werde da hinfahren und mich darum kümmern müssen. Schätze, ich werde es wohl verkaufen oder so.«

John sah wieder zur Kellertür. Vor allem anderen musste er es ihr sagen. Er schluckte und nahm all seinen Mut

zusammen, um ihr die ganze Geschichte zu erzählen, von Anfang an.

»Ich bin auf den Friedhof gegangen«, stieß er hervor.

»Ach, ja?« Sie hielt inne, wirkte überrascht. »Allein?«

John nickte und begann plötzlich schneller zu sprechen, im Versuch, ihr alles auf einmal zu berichten. »Ich bin zum Laden gegangen, habe Blumen gekauft und sie ans Grab von Mom und Pop gestellt, an die Grabsteine, wie du's mir gezeigt hast, in der Vase, wie die Leute vom Friedhof das möchten. Ich hab auch deinen Namen mit auf die Karte geschrieben.«

»Das ist so lieb von dir.« Ihre Stimme war sanft geworden. »Danke. Ich wette, die Blumen haben Mom und Dad gefallen.« Sie räusperte sich. »Wann warst du denn auf dem Friedhof?«

Er war noch nie zuvor allein dort gewesen. John wischte sich mit dem Handrücken über die Nase und versuchte, nicht zu weinen. »Vor drei Wochen.« Er spürte, wie ihm noch eine Träne über die Wange lief. Er musste es ihr sagen. Sie würde wissen, was zu tun war. »I-i-ich war da, und jemand hat mich beobachtet ... Und dann, als ich nach Hause kam ...«

Im Keller ging plötzlich das Licht an.

John erstarrte.

Er blieb reglos stehen und starrte mit großen Augen auf den schmalen Lichtstreifen, der unter der Tür hervor-drang.

»John, das war wahrscheinlich bloß irgendjemand, der Blumen auf ein Grab gestellt hat«, sagte seine Schwester im Hörer an seinem Ohr.

Er konnte sich nicht zum Sprechen überwinden. In seinem Kopf schrie eine Stimme: *Sag's ihr, schnell, sag's ihr,*

aber er brachte die Worte nicht heraus. Seine Stimme verweigerte den Dienst. Er fürchtete sich davor, Geräusche zu machen.

Dann drang noch etwas anderes durch die Tür – eine leise Stimme, die seinen Namen sagte. Seinen vollständigen Namen, wie es die Erwachsenen in seiner Kindheit getan hatten, wenn er etwas angestellt hatte.

»John Allen Bishop.«

Er sah, wie die Lichtstrahlen, die von unten kamen, heller, dunkler, dann wieder heller wurden.

»John? Ist da noch jemand bei dir im Haus?«, fragte Kate.

Er sehnte sich verzweifelt danach, dass sie ihm half. Aber was, wenn der Teufel sie durch das Telefon erreichen konnte? Er wollte seine Schwester nicht in Gefahr bringen.

Die zischende Stimme dort unten nannte wieder seinen Namen, aber nur den ersten Teil, dann noch einmal. Sie kam näher, bewegte sich die Treppe herauf. Die Tür knarrte und begann sich zu öffnen.

»John? Was ist das für ein Geräusch? Hast du Gesellschaft? John?«

»Lauf weg, Kate!«, schrie er in den Hörer. »Lauf!«

Er knallte den Hörer auf die Gabel, damit der Teufel nicht durch die Telefonleitung zu seiner Schwester konnte. Dann rannte er so schnell zur Haustür, wie seine krummen Beine ihn trugen.

Beinahe hätte er es geschafft.

Etwas sehr Schweres rammte ihn von hinten und stieß ihn mit dem Gesicht voran gegen die Tür. Er prallte zurück, aber eine kräftige Hand packte ihn am Hemd und riss ihn herum. Der Aufprall hatte ihn benommen gemacht. Seine Nase fühlte sich an, als wäre sie von einem Baseballschläger

getroffen worden. Er spürte, wie warmes Blut durch sein Gesicht lief und von seinem Kinn tropfte. Die Vorstellung, dass so viel Blut aus seiner Nase strömte, erschreckte ihn.

John blickte nach oben und erstarrte vor Entsetzen. Der Teufel hatte seine Heugabel.

Seine Augen schienen aus purer Bosheit von innen her zu leuchten. Es waren Augen, die nichts als Leid sehen wollten.

Der Teufel brüllte mit wutverzerrtem Gesicht und stieß die Heugabel in den Boden. Die Zinken durchbohrten Johns Schuhe, seine Fußknochen, die dicken Sohlen. Sie blieben fest in den Dielenbrettern stecken.

Während John vor Grauen wie gelähmt war, schob der Teufel eine Hand in seine Hosentasche. Er zog die Fotos von Kate heraus. John zitterte, konnte nicht mehr denken und der Schmerz sorgte dafür, dass er nicht einmal versuchte, sich zu bewegen. Währenddessen betrachtete der Teufel langsam die Bilder, eins nach dem anderen, und sein tückisches Grinsen wurde breiter und breiter.

John wollte nicht, dass der Teufel Kate ansah. Er griff nach den Fotos. Aber der Leibhaftige packte seine Hand und bog seine Finger nach hinten, bis sie mit einem Übelkeit erregenden Knacken brachen wie Zweige.

John schrie vor Schreck und Schmerz und hielt sich mit der unverletzten Hand die verbogenen, gebrochenen Finger. Der Teufel schob sich die Fotos von Kate in die eigene Tasche.

»Du hast mir ganz schön Schwierigkeiten gemacht, Johnnyboy.«

»Lass uns in Ruhe«, wimmerte John. »Bitte ...«

Der Teufel ragte hoch vor ihm auf und sah ihm tief in die Augen. »Erinnerst du dich an mein Versprechen, John?«

Die furchtbaren Schmerzen in seinen Füßen, die von den Zinken durchbohrt waren, begannen nun langsam, durch die lähmende Panik und die entsetzliche Qual seiner ruinierten Finger zu dringen.

Er erinnerte sich an das Versprechen. Nur allzu gut. Sein hilfloses Schluchzen wurde lauter.

»Was siehst du mit diesen Augen, die du da hast?«, fragte der Teufel und kam noch näher heran, als versuchte er, irgendein Geheimnis zu erspähen, das in Johns Augen verborgen war. »Was siehst du, Johnny-boy?«, flüsterte er aus nicht mehr als zwei bis drei Zentimetern Entfernung.

John zitterte unkontrollierbar. »Nichts!«

»Ich glaube, du siehst viel zu viel.« Eine große Hand packte Johns Haar am Hinterkopf. »Das werde ich beheben.«

Dann beugte der Teufel sich ganz nahe heran, bis sein Mund an Johns Ohr war, und flüsterte ihm erneut sein Versprechen zu.

»Ich werde dir immerwährende Dunkelheit bringen.«

John kreischte vor Furcht und Schmerz, als etwas schrecklich Langes und scheußlich Spitzes zweimal in seine Körpermitte gestoßen wurde. Er konnte den tiefen Atemzug, den er so verzweifelt brauchte, nicht nehmen.

Die Zähne des Leibhaftigen wirkten riesig in seinem weit aufgerissenen Maul, als er kam, um sich zu holen, was er wollte. Die Zähne kratzten durch Johns Gesicht und schälten seine Augenlider ab.

»Im Großen und Ganzen«, sprach der Teufel, während er einen Daumen seitlich in eine von Johns Augenhöhlen drückte, »spielt das keine Rolle. Schließlich ist auch das Universum blind.«

Die Worte kamen wie aus weiter Ferne und ergaben für John keinen Sinn. Er zappelte und schrie in Qualen, die gerade erst begonnen hatten.

Ein sich drehender Schmerz und Dunkelheit drangen in seine Augen ein.

Er hoffte, dass Kate schnell und weit davonlaufen, dass sie entkommen würde ...

3

Als Detective Sanders ihren Namen rief, hob Kate den Blick. Sie war wie benebelt. Das alles fühlte sich nicht real an.

Er lehnte sich mit einem Arm auf das Autodach, direkt über der offenen Hintertür. Sie saß seitlich auf dem Rücksitz und war verzweifelt, weil es nichts gab, das sie tun konnte. Er war derjenige gewesen, der sie beiseitegenommen hatte, als sie bei Johns Haus eingetroffen war.

Sanders war ein älterer, leicht übergewichtiger Mann und ein besserer Tröster, als sein strenges, pockennarbiges Gesicht vermuten ließ.

»Miss Bishop«, sagte er zu ihr in einem mitfühlenden, aber förmlichen Ton, »fühlen Sie sich in der Lage, ein paar Fragen zu beantworten?«

Kate nickte. »Aber ich fürchte, ich weiß nichts, das Ihnen dabei helfen könnte, herauszufinden, wer das getan hat.«

Eine Ermittlerin in einem dunklen Anzug stand in Hörweite und betrachtete die im Scheinwerferlicht der

Polizeiwagen vor ihnen liegende Szenerie. Sie war gerade erst angekommen und hatte nach dem Verlassen des Hauses noch kein Wort gesagt. Dem Anschein nach war sie ein paar Jahre älter als Kate, vielleicht Mitte 30. Ihre Haltung, ihre Schultern, der offene Kragen ihres strahlend weißen Hemds und der Zuschnitt ihrer Kleidung ließen darauf schließen, dass sie sehr auf sich achtete. Ihr braunes Haar reichte nur bis knapp unterhalb ihrer kräftigen Kiefer. Mit ihren dunklen Augen musterte sie Kate so aufmerksam, so bedächtig, dass diese langsam begann, sich unbehaglich zu fühlen.

Detective Gibson, der ähnlich wie Detective Sanders ein weißes Hemd, eine Krawatte und ein graues Jackett trug, kam aus dem Haus und flüsterte der Ermittlerin etwas zu. Ebenso wie bei Sanders waren seine Haare so kurz, dass jedes weitere Kürzen zu einer Glatze geführt hätte. In seinem Stiernacken bildeten sich dicke Hautfalten.

Detective Sanders saugte etwas zwischen seinen Schneidezähnen hervor und gab Kate mit einem Fingerzeig zu verstehen, dass er sich für einen Moment entschuldigen musste. Er ging und sprach mit den anderen.

Alle drei trugen Dienstmarken der Polizei an ihren Gürteln. Kate sah, dass sie alle unter ihren Jacketts Pistolen trugen. Kate empfand das professionelle Auftreten der Ermittler als beruhigend, soweit das in dieser Situation überhaupt möglich war.

Zwei Polizisten in dunklen Uniformen standen an beiden Seiten der Haustür auf der Veranda und achteten darauf, dass sich kein Unbefugter Zutritt verschaffte. Die Aktivitäten hatten ein wenig nachgelassen, seit man die Leiche ihres Bruders aus dem Haus geholt und in den

Van des Gerichtsmediziners geladen hatte. Sie fragte sich, was sie zu tun hätte, um ihren Bruder für die Beerdigung zurückzubekommen. Vermutlich sollte sie das Bestattungsinstitut anrufen, das sich bereits um ihre Eltern gekümmert hatte. Dort würde man bestimmt wissen, welche Schritte dazu notwendig waren.

Leute mit Kisten voller Ausrüstung kamen und gingen. All diese Tätigkeiten und Prozeduren waren für Kate verwirrend und rätselhaft, obwohl ihr klar war, dass sie natürlich nach Spuren suchten, die sie auf die Fährte des Mörders bringen konnten. Von Zeit zu Zeit zuckten Blitze. Es schien, als würden sie einfach alles fotografieren, was sich im Haus befand.

Aber obwohl sie nicht viel über die jeweiligen Aufgaben dieser Leute wusste, erkannte sie doch, dass sie gut organisiert waren. Niemand irrte orientierungslos herum. Alle außer Kate wussten, was von ihnen erwartet wurde.

Und niemand beeilte sich. Sie nahm an, dass Hektik auch sinnlos gewesen wäre. Es gab niemanden, der gerettet werden musste, keine fliehenden Verdächtigen, die gejagt und festgenommen werden mussten. Außerdem machten diese Leute hier nur ihren Job. Für sie war es ein Arbeitstag wie jeder andere. Aber für Kate würde dieser Tag immer einer der schlimmsten ihres Lebens bleiben.

Als sie angekommen war, hatte sie ins Haus gehen und ihren Bruder sehen wollen. Aber die Detectives hatten sie daran gehindert. Sie hatten ihr gesagt, dass sie zuerst ihre Arbeit erledigen müssten. In vertraulichem Tonfall hatte Sanders ihr erklärt, dass es besser sei, wenn sie ihren Bruder nicht so zu Gesicht bekam, im Haus, in dem es passiert war. Sie würde ihren Bruder nicht so in

Erinnerung behalten wollen. Sosehr sie geglaubt hatte, dass sie ihn sehen wollte, hatte die Aufrichtigkeit in Sanders' Blick sie innehalten und begreifen lassen, dass er wahrscheinlich recht hatte.

Während all diese Leute kamen und gingen, die Detectives dicht gedrängt beieinanderstanden und sich leise unterhielten und die Techniker ihre Gerätschaften vorbeitrugen, war es schwer, sich die schreckliche Szene im Haus vorzustellen. Auf eine gewisse Weise machte das, was sich ihrer Kenntnis entzog, die ganze Sache noch schlimmer.

Bis jetzt war das Einzige, das sie mit Sicherheit wusste, dass ihr Bruder tot war. Gleich am Anfang hatte man ihr mitgeteilt, dass es Mord gewesen sei. Sie sagten es so, als ob daran nicht der geringste Zweifel möglich war. Kates Fantasie ging mit ihr durch. Aber vor allem konnte sie sich einfach nicht vorstellen, warum irgendjemand ihrem Bruder etwas angetan haben sollte.

Die Zahl der Schaulustigen auf dem Bürgersteig vor dem Absperrband hatte im Laufe des Abends abgenommen. Bei ihrer Ankunft hatten noch viele Leute vor dem Haus herumgestanden und sich unterhalten, hatten zugesehen, Gerüchte ausgetauscht und besorgt darüber gesprochen, welcher Wahnsinnige sich wohl in ihrem Viertel herumtrieb.

Einmal hatte ein seltsames Gefühl der Beklemmung dafür gesorgt, dass sie den Blick hob. Ein großer Mann mit zerzaustem Haar, der die Hände in den Taschen einer leichten Jacke vergraben hatte, wandte sich im selben Augenblick ab. Obwohl sie sein Gesicht nicht sah, erkannte sie an der Art, wie er sich durch die Menge zurückzog, dass er sie von dort beobachtet hatte. Bei dem

Gedanken, dass Fremde sie so anstarrten, lief ihr ein Schauer über den Rücken. Es führte dazu, dass sie sich nackt und verletzlich fühlte.

Noch einige andere Menschen wandten den Blick ab, als sie in ihre Richtung sah. Auch diese hatten sie angestarrt.

Die ganze Zeit über waren Detectives oder Polizisten in Uniform in Kates Nähe geblieben. Sie hatten wenig gesprochen, ihr aber manches über ihre Vorgehensweise erläutert, wenn sie Fragen über mögliche Verdächtige stellte, über die Leiche ihres Bruders, darüber, was sie mit dieser vorhatten und was sie selbst würde tun müssen.

Die Reporter, Kameralleute und Scheinwerfer tragenden Nachrichtenteams hatten mit einem hochrangigen Polizisten gesprochen, der ihnen im Grunde gar nichts gesagt hatte, abgesehen davon, dass das Opfer John Allen Bishop hieß und offenbar von einem unbekanntem Angreifer in seinem Haus ermordet worden war. Als sie fragten, wie es geschehen war, erwiderte er, dass die Einzelheiten nicht öffentlich gemacht werden sollten, und gab ihnen eine Nummer, unter der Hinweise gegeben werden konnten.

Tadellos gekleidete Live-Reporterinnen blickten für die Elf-Uhr-Nachrichten in die Kameras und sprachen von einem grausigen Fund. Dankenswerterweise hatte die Polizei Kate von den Nachrichtenleuten abgeschirmt und diese nicht darüber informiert, dass sie die Schwester des Opfers war. Eine Reporterin mit frischem Lippenstift, die ihr ein Mikrofon ins Gesicht schob und sie fragte, wie sie sich gefühlt habe, als sie erfahren habe, dass ihr Bruder ermordet worden war, war das Letzte, das Kate jetzt gebrauchen konnte.

»Er hat doch nicht gelitten, oder?«, fragte Kate Detective Sanders, als dieser endlich zurückkehrte. Sie überlegte, ob sie diese Frage bereits gestellt hatte, aber falls ja, konnte sie sich nicht an seine Antwort erinnern. »Hat John gelitten? Können Sie mir wenigstens das verraten?«

Detective Sanders hörte auf, in seinen Notizen zu blättern und blickte von der offenen Wagentür zu ihr hinab. »Das weiß ich nicht mit Sicherheit, Miss Bishop, aber ich glaube, nicht. Unserer Einschätzung nach war es schnell vorbei.«

Kate zog ein zerknülltes Taschentuch aus ihrer Jeanstasche und ließ es zwischen ihren Fingern hindurchwandern. Er begann wieder, seine Aufzeichnungen systematisch durchzugehen. »Miss Bishop, Sie sagten, als Sie mit ihm telefoniert haben, habe Ihr Bruder Sie plötzlich angeschrien, dass Sie weglaufen sollten, und dann habe er aufgelegt.«

Kate nickte. »Das stimmt. Dann habe ich sofort die 911 angerufen.«

»Haben Sie irgendeine Ahnung, warum er das gesagt hat? Warum wollte er, dass Sie weglaufen? Sie waren nicht in der Nähe seines Hauses.«

Sie wischte sich die Nase mit dem Taschentuch ab, bevor sie antwortete. »Wegen seiner geistigen Behinderung konnte John Dinge nicht so verstehen, wie ein normaler Erwachsener das kann. Wenn er Angst hatte, war es für ihn bedeutungslos, ob jemand eine halbe Stadt oder ein halbes Land von ihm entfernt war. Er hat die Welt in einer vereinfachten Weise betrachtet, so als ob alles direkt in seiner Nähe wäre. Mit Konzepten wie Entfernung hatte er seine Schwierigkeiten.«

Detective Sanders machte eine Geste mit seinem Stift. »Das heißt, als er Ihnen gesagt hat, dass Sie wegrennen

sollen, hat er vielleicht einfach damit gemeint, dass jemand dort im Haus war, und durch seine Art zu denken hat er diese Person nicht nur als eine Gefahr für sich, sondern auch für Sie gesehen.«

»Wahrscheinlich.« Kate wischte ihren schwarzen Pony zur Seite und sah zu ihm auf. »Er hat sich immer Sorgen um mich gemacht.«

»Konnte er denn trotz seiner geistigen Behinderung einer normalen Arbeit nachgehen?«, fragte Detective Gibson, der neben Sanders trat.

»Ja.« Kate blickte in die ausdruckslose Miene des Mannes. »Er hat im Clarkson-Zentrum für Entwicklungsstörungen gearbeitet.« Sie wies über ihre Schulter. »In der Hamilton Street. Die bieten Jobs an, mit denen Leute wie John zurechtkommen. Das hilft ihnen dabei, unabhängig zu sein. Die Ärzte hatten empfohlen, ihn so weit wie möglich ein normales Leben führen zu lassen.«

»Meinen Sie denn, dass er der Aufgabe gewachsen war, für sich selbst zu sorgen?«, hakte Gibson nach. Trotz seines wuchtigen Äußeren klang seine Stimme angenehm. Ihr entging nicht, dass er absichtlich versuchte, seine Frage nicht wie den Vorwurf klingen zu lassen, sie habe ihren Bruder vernachlässigt.

»Ja. Er war zum Glück nicht so schwer behindert wie manch anderer. Er kam allein ziemlich gut zurecht. Die Ärzte haben gesagt, es wäre besser für ihn, wenn er das könnte, wenn er das Gefühl hätte, sein Leben selbst in der Hand zu haben. Und das Gefühl, ein Ziel und die Kontrolle über sich zu haben, hat wirklich dazu geführt, dass er glücklicher war.

Er ist mit dem Bus zur Arbeit und zurück gefahren. Zum Laden konnte er zu Fuß gehen. Die Leute dort

kannten ihn alle. Größtenteils konnte er alles selbst erledigen, und das mochte er. An den wenigen Orten, die er kannte, hat er sich wohlgeföhlt.

Er ist nicht so sehr sich selbst überlassen worden, wie es vielleicht den Anschein hat. Wenn ich nicht beruflich unterwegs war, bin ich oft zu ihm gefahren, um nach ihm zu sehen. Ich bin mit ihm zum Doktor gefahren, zum Zahnarzt, bin mit ihm essen gegangen. Manchmal habe ich ihn mitgenommen, wenn ich Kleidung kaufen gegangen bin. Das mochte er. Solange ich dabei war, hat er sich auch in fremden Umgebungen sicher geföhlt.

Ich habe ihm geholfen, die Rechnungen zu bezahlen, habe darauf geachtet, dass er ordentlich isst, dass er sich um den Haushalt kümmert – solche Sachen eben. Er war zwar langsam, aber er konnte einfache Dinge selbst machen. Es hat mich emotional ziemlich mitgenommen, dass ich nicht immer für ihn da sein konnte, aber ich glaube, es war gut für ihn, sein eigenes Leben führen zu können.«

»Wann waren Sie zum letzten Mal hier?«, fragte Detective Sanders, ohne von dem Notizblock aufzublicken, in den er etwas schrieb. »Ich meine, wann war das letzte Mal, dass Sie ihn wirklich gesehen haben?«

Kate rieb sich mit den Fingerspitzen die Stirn. »Vor etwas mehr als drei Wochen. So lange bin ich vorher noch nie weg gewesen, aber ich musste beruflich nach Dallas. Ich bin Auditorin bei KDEX Systems. In unserem Büro in Dallas gab es ein paar Unregelmäßigkeiten, und ich musste dorthin, um einen Blick darauf zu werfen. Ich habe John aber so gut wie jeden Abend angerufen.«

»Dann haben Sie ihn heute Abend also angerufen, um ihm mitzuteilen, dass Sie wieder in der Stadt sind?«

»Ja.« Kate sah dem Mann ins Gesicht, der sie wartend anblickte. »Abgesehen davon, dass ich nach ihm sehen wollte, musste ich ihm auch mitteilen, dass ein Verwandter von uns – der Halbbruder meiner Mutter – gestorben ist. Das habe ich selbst heute erst erfahren.«

»Tut mir leid, das zu hören, Ma'am«, erwiderte Gibson.
»Wann ist er gestorben?«

»Vor etwas mehr als drei Wochen – am Zwölften, letzten Monat. In Nevada. Er wurde ermordet.« Detective Sanders betrachtete sie über den Rand seines Notizblocks hinweg. »Ermordet?«

4

Mit leicht gerunzelter Stirn stellte Detective Gibson dieselbe Frage. »Ihr Onkel ist ermordet worden?«

»Ja.«

»Wie wurde er getötet?«, erkundigte sich Sanders.

Kate hob matt die Hand. »Bei den Umständen bin ich mir nicht ganz sicher. Ein Sheriff aus Esmeralda County in Nevada hat mich angerufen und mir mitgeteilt, dass Everett bei einem Raubüberfall ums Leben gekommen ist. Viel Sinn hat das Ganze nicht ergeben. Everett hatte nicht viel, das sich zu stehlen lohnte, jedenfalls nicht soweit ich weiß.«

»Haben die Ihnen verraten, wie er ermordet wurde? Irgendwelche Details?«

Kate schüttelte den Kopf. »Nein. Nur dass er bei einem Raubüberfall getötet wurde. Ich hatte angenommen, dass

ihn jemand erschossen hat. Aber jetzt, wo Sie fragen – ich schätze, genau weiß ich das nicht.

Ich bin Everett nur einmal begegnet, als ich noch ein kleines Mädchen war, und ich weiß eigentlich nicht viel über ihn. Der Sheriff hat mir die Nummer von Everetts Anwalt gegeben und vorgeschlagen, dass ich ihn anrufe. Als ich das getan habe, sagte mir der Anwalt, dass John und ich in Everetts Testament genannt werden, weil wir die letzten lebenden Angehörigen sind. Ich hatte gedacht, er würde seine Sachen irgendeinem Freund hinterlassen, oder sonst jemandem, den er dort kannte, aber das hat er nicht getan. Was immer er besessen hat, er hat es uns vererbt.« Erst nach dem Anruf war ihr eingefallen, dass sie dem Anwalt vielleicht sagen konnte, dass er einfach alles an eine Wohltätigkeitsorganisation spenden sollte. Sie kannte Everett eigentlich kaum.

»Der Anwalt hat auch erwähnt, dass Everett schon vor langer Zeit Vorkehrungen für seine Beerdigung getroffen hat – einer dieser Zahlungspläne –, sodass er bereits seinen Wünschen nach bestattet worden war. John und mir gehören demnach jetzt der Wohnwagen, in dem er gelebt hat, sein Pick-up und seine persönlichen Sachen. Ich soll da hinfahren und mich um das alles kümmern, sobald es mir passt. Aber jetzt ...« Sie machte eine hilflose Geste in Richtung des Hauses.

Sie kam sich dumm vor, weil sie nicht einmal eine so grundlegende Frage gestellt hatte wie die, wie ihr Verwandter ermordet worden war. Es sah ihr nicht ähnlich, keine Fragen zu stellen. Tatsächlich war es ihr Job, nachzuforschen, nachzuhaken, Dingen auf den Grund zu gehen.

Aber der Anruf war, ebenso wie die Nachricht selbst, so unerwartet erfolgt, dass ihr diese Frage gar nicht in den

Sinn gekommen war. Noch dazu hatte der Sheriff recht angespannt gewirkt, auf eine Weise, die nicht gerade zu Neugier ermutigte. Sie hatte angenommen, dass er sehr beschäftigt war, weil er schließlich einen Mordfall aufzuklären hatte.

Kate glättete mit dem Daumen ein paar Falten an ihrem Hosenbein, während sie beobachtete, wie ein Mann mit Latexhandschuhen einen schwarzen Plastiksack aus dem Haus trug, die Tür eines weißen Polizeivans öffnete und ihn hineinlegte.

Detective Gibson ging zu seinem Wagen zurück. »Ich werd mir das mal ansehen«, wandte er sich über die Schulter an Sanders.

Während sie ihm nachblickte, bemerkte Kate, dass die weibliche Ermittlerin immer noch in der Nähe stand, zuhörte und sie beobachtete.

»Hatte Ihr Bruder irgendwelche ... Meinungsverschiedenheiten mit jemandem an seinem Arbeitsplatz?«, fragte Detective Sanders.

Kate sah in sein pockennarbiges Stirnrunzeln hinauf. »Das glaube ich nicht. John hat mir immer erzählt, was in seinem Leben vorging. So etwas hat er nie erwähnt. Vor einer Weile war er einmal aufgebracht, weil irgendwelche Kinder ihn auf dem Rückweg von der Bushaltestelle aufgezogen hatten. Sobald er mir davon erzählt hatte, schien er sich schon besser zu fühlen. Ich glaube, am nächsten Tag hatte er das schon wieder vergessen.

Er mochte seinen Job. Er hat immer gesagt, dass die Leute dort nett seien. John hat sich darauf verlassen, dass ich ihn beschützen würde, wenn er Angst hatte. Ich glaube, er hätte es mir gesagt, wenn er bei der Arbeit irgendwelche Schwierigkeiten gehabt hätte.«



terrygoodkind.com

Terry Goodkind wurde 1948 in Nebraska geboren und veröffentlichte 1994 seinen ersten Roman, *Wizard's First Rule*, der den Auftakt zu der beeindruckenden Fantasy-Saga *The Sword of Truth* bildet. Über die Jahre schrieb er mehr als 20 weitere Romane, die in seiner fantastischen Welt spielen, die auch als Serie *Legend of the Seeker* verfilmt wurde.

Neben seinem Fantasy-Epos schrieb Goodkind auch Romane in anderen Genres: Zu seinen letzten veröffentlichten Werken gehören die übernatürlich angehauchten Thriller um Jack Raines und Angela Constantine.

Terry Goodkind verbrachte einen großen Teil seines Lebens in Neuengland, Maine, war leidenschaftlicher Rennfahrer und verstarb im September 2020.

Infos, Leseprobe & eBook:
www.Festa-Verlag.de